**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch
**Band:** 22 (1946)

**Artikel:** Thurgauer Grenzdienst
**Autor:** Hummler, Fritz
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-698992

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Thurgauer Grenzdienst

Von Fritz Hummler

## I.

Vor meinem Fenster fallen farbige Blätter zu Boden; ein früher Abend bricht herein, und vom obern See her weht ein kühler Herbstwind. Da denke ich an die Herbstabende auf dem Seerücken, an die mit frischem Obst bis über den Rand gefüllten Fuhrwerke, die an uns vorbeirollten, an die kühlen Reifmorgen, da man durch raschelndes Laub von Posten zu Posten patrouillierte, an die gastfreundlichen Stuben mit den niedern Decken, wo man sich die steifen Finger wärmte und wo es auch in der Kriegszeit zum Saft hinzu gelegentlich Überreste einer Metzgete zu würdigen gab, bevor man sich anschickte, auf höhern Befehl einen nächtlichen Türk im Wald von Schwaderloh oder anderswo zu starten. Sehr lange Zeit scheint schon vergangen zu sein seit den Tagen und Nächten, da man an den Ufern des Obersees, am zugefrorenen und überschneiten Untersee oder auf den Höhen über Kreuzlingen Wache stand, sich auf den Kampf um die Stützpunkte vorbereitete und zwischenhinein das große, bis zu innerst ins Herz warm gebende Glück der Verbundenheit mit dem Land und den Menschen, die unserer Wachsamkeit anvertraut waren, genoß.

Sowohl der 29. August 1939, der Tag der Mobilmachung der Grenztruppen, als auch der 8. Mai 1945, der europäische Waffenstillstandstag, gehören der Geschichte an. Es ist zwar zu früh, die Feder des Chronisten in die Hand zu nehmen; eine Geschichte der fast sechsjährigen Grenzbesetzung im Thurgau wird vorläufig noch nicht entstehen, aber es ist heute der richtige Zeitpunkt, von Stimmungen und Episoden zu berichten. Die ernsten Tage sind bereits vom ehrwürdigen Hauch des Historischen umgeben, die Stunden des Leides liegen hinter einem milden Schleier, die Augenblicke des Ärgers sind fast vergessen, die vielen Wochen der guten Kameradschaft haben ihre bleibenden Spuren hinterlassen, und die Abende des Frohmutes erglänzen bereits im köstlichen Licht rückblickenden Genießens.

Keiner von uns hat die Grenzbesetzung auf dem gesamten langen Abschnitt, der nördlichen Grenze unserer Heimat, der uns Thurgauern anvertraut war, erleben können. Keiner konnte gleichzeitig als Füsilier in einem Schützenloch, als Schartenwächter vor einem Bunker, als Mitrailleur in einem Werk oder als Kommandant auf einem Gefechtsstand die maßgebenden Stunden und Tage erleben. Jeder hatte seine eigenen Erlebnisse, jeder hat seine eigenen Erinnerungen: der Ik-Kanonier, der im Laufschritt mit seiner Kanone zu einer Straßengabel rannte, der Mann mit dem Flammenwerfer, der den Höllenstrahl gegen die Wand einer Kiesgrube schleuderte und dabei schwitzte, wie wenn er selber schon zur Besatzung der Hölle gehörte, die HD-Büro-Ordonnanz, die in spätabendlichen Stunden bei rauchendem Ofenfeuer an der Schreibmaschine saß. Der Tankbarrikadenwächter, der an einem kalten Wintertag — wenn vielleicht auch nur übungshalber und für kurze Stunden — treu im Hinterhalt lag und mit seinem Bart fast am Boden festfror, fühlt und denkt ganz anders als der junge Nachrichtler, der zu Rad durch den Maientag zog und nicht nur Meldungen, sondern auch kecke Grüße am richtigen Orte anzubringen wußte. Der Kommandant, der auf seinem Kommandoposten und bei seinen Inspektionstouren einen gewissen Überblick gewann, kann von mehr als einem nur zufälligen kleinen Ausschnitt berichten; dagegen fehlt ihm die Eindrücklichkeit des Erlebens, die der Füsilier auf dem Nachtmarsch schon allein durch das Gewicht des Tornisters erfuhr.

So möge denn jeder seine eigenen Erinnerungen hervorholen, damit wir uns an kühlen Wintertagen an ihnen erwärmen. Wir sprechen nicht mehr als Vorgesetzte und Untergebene miteinander, sondern als Männer, die Gemeinsames erlebten; wir vergessen dabei die Frauen und die Kinder nicht, die mit unserm Kriegszeiterleben verbunden sind, und wir denken auch an das schöne Land und die traulichen Dörfer, die den freundlichen Rahmen zu unserm Grenzdienst formten.

## II.

Als wir in der Morgenfrühe des 29. August 1939 dem Korpssammelplatz in Amriswil zustrebten, den wir vom Einführungskurs im Frühjahr her noch in sehr guter Erinnerung hatten, da waren wir nicht etwa vom Gang der Ereignisse vor den Kopf geschlagen. Man hatte das Gewitter sich zusammenbrauen gesehen und sein Kommen erwarten müssen; der Landesausstellungssommer hatte aber dafür gesorgt, daß man dem Unabwendbaren wirklich mit «hochgemutem» Pessimismus entgegenging. Für die Mobilmachung, die Vereidigung und den Marsch in die Stellungsräume an der Grenze wurde uns ein Spätsommertag schönster Art beschieden. Nach den Weisungen des damaligen Kommandanten der Grenzbrigade und entsprechend dem abgewogenen Naturell thurgauischer Jahrgänge des besten Mannesalters wurde nicht gehetzt und nicht gestürmt, und in den späten Nachmittagsstunden marschierte man vom geräumigen Platz in den «Tellen» den einzelnen Kompanieabschnitten zu. In den Dörfern, durch die der Weg zum See führte, wurde bald da, bald dort ein Gatte, ein Vater, ein Meister begrüßt, und wie-

hernde Pferde oder ein Stück weit des Weges folgende Hunde zeigten an, daß man wirklich zum Schutz der engsten Heimat an die Grenze zog.

Ich konnte nicht allen Einheiten gleichzeitig auf dem ganzen Marsch folgen, aber ich befand mich auf dem Weg zum Kommandoposten bei einer Kompanie, als sie im Spätabendlicht aus dem großen Wald auf das weite Hochplateau über dem Dorf Güttingen hinaustrat. Es war ein schönes Bild: vor dem dunkeln Wald eine Kompanie von zweihundert Männern, mehr ältere als jüngere, nicht übermütig und lärmend, aber auch nicht verzagt, sondern entschlossen, ihre Aufgabe zu erfüllen; vor uns das spätsommerliche Feld über dem Dorf, auf dem ein alter, weißhaariger Mann die reifen Halme mähte, während seine Tochter mit braunen, festen Armen die Garben band; in der Ferne aber wartete der große, weite See, gleichzeitig Krönung und Begrenzung unserer heimatlichen Landschaft. Jenseits blitzten die Fenster von Meersburg im Schein der sinkenden Sonne; Meersburg, einst der Sitz echter Kultur, oft das Ziel festlicher Fahrten, heute Teil jenes Landes, das uns fremd und unverständlich geworden war, von dem uns das Ungewisse drohte, gegen dessen mögliche Angriffsabsichten wir uns vorsehen mußten. Als die Dämmerung über See und Land gekommen war, da erhob sich am Ufer und in dessen nächster Nähe ein geheimnisvolles Tun. Ohne Lärm und ohne sich durch Licht zu verraten, wurden dem ganzen See entlang die Abschnitte, Unterabschnitte, Unteroffiziersposten bezogen ,die Patrouillen ausgesandt und die gefechtsmäßigen Schildwachen gestellt, so wie man es zum voraus bestimmt und den Offizieren und Unteroffizieren gezeigt hatte. Die ersten Spatenstiche, denen viele Millionen weiterer folgten, wurden im Mondlicht dieser milden Augustnacht getan; zum erstenmal schloß sich der Ring der Posten und Patrouillen, der eine lückenlose Bewachung des Seeufers sicherte. Feldmäßige Unterkunft wurde in Badehäuschen, Schuppen und Scheunen bezogen, während im Hintergrund in den Dörfern Kommandoposten, Fliegerabwehrstellungen, Krankenzimmer, Küchen und Magazine entstanden. Keiner von uns wußte für wie lange; manche aber ahnten, daß es für lange Zeit sein werde.

Tage und Wochen vergingen. Am 30. August war der General gewählt worden. Am 1. September schlugen wir den Generalmarsch für unsere Kameraden von der Feldarmee; aus den Lautsprechern in den Dörfern am See hörten wir die Nachrichten über die Invasion Polens. Das jenseitige Ufer lag unbewegt und friedlich da wie immer. Wir badeten Tag für Tag in der Nähe unserer Posten und glitten aus einem schönen Spätsommer unmerklich in den Herbst hinüber. Nachts wachten vereinzelte Vorposten auf Ledischiffen, die mehrere hundert Meter vom Land weg im See verankert waren. Damals waren wir in der Hauptsache Wächter, die, je nach den Nachrichten, welche vorlagen, einen höhern oder ermäßigten Grad der Bereitschaft einzunehmen hatten. Es ist inzwischen bekannt geworden, zu welchen Zeiten die Bedrohung für unser Land besonders groß war; wer ein Tagebuch geführt hat, wird festgestellt haben, daß das militärische Barometer die politischen Luftdruckschwankungen sehr genau registrierte.

Das System der Bewachung und der Abwehr wurde verbessert und verfeinert. Es wurde gegraben und mit den Mitteln der Truppe gebaut: zuerst mit Holz, Erde, Steinen und Rasenziegeln; dann entstanden die Baubüros der Bataillone, und es hob ein mächtiges Graben, Pfählen, Betonmischen, Armieren und Panzern an. Die ersten Betonvillen am See waren bezugsbereit, wenn auch noch schwitzend, als die ersten Schneeflocken vom Himmel fielen. Eines schönen Tages wurde der Abschnitt des Bataillons erweitert, und der Stab zog vom lieb gewordenen Güttingen nach dem neuen Zentrum, Dozwil, wo wir uns bald sehr heimisch fühlten und namentlich in den Frühlingstagen des Jahres 1940, die mehr als andere Zeiten dazu angetan waren, Schicksalsgemeinschaften zu schmieden, zu einem Teil des schmucken Dorfes wurden, so daß jeder den andern schätzte und achtete.

## III.

Bald und in steigendem Maße ergab sich die Notwendigkeit, dem von den militärpflichtigen Männern entblößten Land mit Arbeitskräften auszuhelfen. Mithilfe bei der Landwirtschaft und Urlaubsgesuche beschäftigten die Kommandanten und ihre Gehilfen. Es ist oft über diese Belastung geklagt und erklärt worden, sie habe die Gedanken der Kommandanten zu sehr vom rein Militärischen abgelenkt. Aber wenn man daran denkt, daß der Aktivdienst fast sechs Jahre gedauert hat, dann darf man wohl sagen, es sei besser gewesen, daß man durch diese Pflicht veranlaßt wurde, sich eingehend mit den menschlichen Notwendigkeiten der Untergebenen und Kameraden und mit den wirtschaftlichen Sorgen unserer Grenzdörfer zu befassen, als sechs Jahre lang nur Ausbildung, Taktik und Strategie zu treiben. So ergab es sich, daß man bald wußte, in welchem Weiler ein Melker fehlte, wann der Klauenputzer zu seiner Tournee zu beurlauben war, wo und wann eine Bauernfrau beim Obsten Hilfe brauchte und ob die Saison für die Pomologen, die Belchenjäger, die Konditoren, die Gangfischer, die Saurerarbeiter oder die Steuerkommissäre angebrochen sei. Da wir im Verlauf der sechs Jahre abwechselnd alle Jahreszeiten im Dienst erlebten, so kannten wir die Spezialbedürfnisse jedes Monats im bäuerlichen und gewerblichen Kalender. Und gab es etwas Schöneres, als beim Heuet selbst mit Hand anzulegen, als der militärisch stürmische Frühling 1940 langsam in einen ruhigern Heumonat überging. Da wußte man, was arbeiten und schwitzen heißt, man erfuhr aber auch, wie gut ein durch Fleiß verdienter, reichlicher, von keinen Rationierungssorgen beschwerter Znüni auf dem Feld schmeckt. Die Schweizerfahne über dem

Platz des Kommandanten war nicht eine leere Form, sondern sie bedeutete, daß Wehrmänner und geplagte Dorfgenossen mit ihren Anliegen im Zeichen des weißen Kreuzes im roten Feld zu ihm kommen konnten. So wurden wir schon in den Herbstmonaten des Jahres 1939 ein Bestandteil der Dörfer am See, und sie wurden ein Teil unseres militärischen Gedanken- und Tätigkeitsbereiches. Es war gut so; denn so bestand im Frühjahr 1940, als die Lage gespannt wurde, ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis, das der Truppe und der Bevölkerung Kraft und Sicherheit verlieh.

An einem heißen Augusttag waren wir eingerückt; bei dichtem Schneegestöber marschierten wir im Dezember nach dem Korpssammelplatz Amriswil zurück zur Entlassung. Die Kinder gaben uns noch weit das Geleit, bis sie mit hohen Stollen an den Schuhen und weißen Kapuzen zurückblieben und schließlich mitsamt dem Dorf und seinen weißen Firsten und gemütlich rauchenden Kaminen im dämmrigen Nebel versanken.

Den Winter über bewachten die jungen Kameraden des Stammbataillons zusammen mit Motorisierten und Landwehrdragonern die Seeufer und die Kreuzlinger Übergänge. Sie hatten reichlich Gelegenheit, die Bodenseebise und die Verwehungen, die sie in einem schneereichen Winter auftürmen kann, kennenzulernen. Als aber mit den ersten Märztagen die kriegerische Unruhe in Europa sich wieder steigerte, da standen die Grenzsoldaten, die alten und die jungen, wieder vollzählig bereit, um das Land und die erneute Mobilmachung seiner Truppen gegen Überraschungen zu sichern. Ein milder Vorfrühling ermöglichte ein eifriges Bauen an den Betonstellungen, und ebenso eifrig wurde bewegliche Verteidigung mit Gegenstößen, Patrouillenunternehmungen und ähnlichen Dingen geübt. Man wußte in jenem gefährlichen Vorfrühling noch nicht, wie illusorisch eine starre Maginotlinie sei, aber man ahnte mit dem Instinkt alteidgenössischer Abwehrtradition, daß man sich nicht in Löcher und Betonbehälter verkriechen und dort passiv das Ende des Krieges abwarten könne. So wurde denn auch bei den Landsturmjahrgängen auf Beweglichkeit trainiert, ehrliche Schweißtropfen düngten die thurgauische Erde von der Goldach bis zum Fennenbach; man kroch zwischen Primeln und Schneeglöckchen umher und war von feuchter Ackererde überzogen; man war noch kein Meister im Nahkampf, aber man hatte den besten Willen, Schläge nach alttestamentlicher Art zu quittieren.

Inzwischen wurden Dänemark und Norwegen überfallen, friedliche Kleinstaaten wie unser Vaterland. Man erfuhr, wie der nördliche Nachbar mit Verrat und Gewalt umzugehen wußte, und zusehends wurde man sich des Ernstes der kommenden Tage bewußter. Die innere und äußere Abwehrbereitschaft wuchs. So erlebte man die ersten Tage des Mai 1940, der durch frühlingshafte Schönheit und dramatische Spannung gleich denkwürdig geworden ist.

## IV.

Am frühen Morgen des 10. Mai 1940 lag ein silbriger Morgennebel über den Gärten und Dächern unseres Dorfes, als wir durch das Brummen vieler Motoren geweckt wurden. Für uns unsichtbar war eine große Zahl von Flugzeugen gegen Südwesten geflogen, einem uns unbekannten Ziel entgegen. Ich konnte keine Ruhe mehr finden und drehte in der Stube im Parterre meines Quartiers den Radio an. Von den verschiedensten Stationen, englisch, französisch und deutsch, wurde der Überfall auf Holland und Belgien bekanntgegeben. Bald wurde ich ans Telephon gerufen, durch das die Vorbefehle erteilt wurden, die der Lage angemessen waren.

Schnell war das Dorf vom Betriebe erfüllt, der am Sitz eines Bataillonskommandos in einem solchen Augenblick herrschen soll. Doch wir blieben mit unsern Anordnungen für erhöhte Bereitschaft nicht allein. Die zweite Generalmobilmachung wurde bekanntgegeben; der Generalmarsch ertönte, und bald begann sich auf den Straßen im Land herum der gleiche Verkehr zu entwickeln, den wir vom 1. September des vergangenen Jahres her kannten. Einzeln, in Gruppen, zu Fuß, zu Rad, zu Pferd, mit Fuhrwerk, Motorrad oder Auto begaben sich alle waffenfähigen Männer zu ihren Sammelplätzen. Pferdekolonnen und stellungpflichtige Motorwagen fuhren den gleichen Zielen zu, Meldefahrer und Stabsautos kreuzten sie. Mit Ruhe und Festigkeit ging jeder an seine Pflicht, wenn auch Bauern und Bäuerinnen mit Sorge an die kommende große Arbeit auf dem seiner Männer beraubten Land dachten.

Die Nachrichten aus dem Radio waren schlecht und wurden immer schlechter. Holland und Belgien wurden überrannt, Frankreich mit großer Wucht angegriffen und seine Truppen von der nördlichen Grenze zurückgeworfen. Den trüben Pfingstsonntag bei Regen und Nebel, an dem man auf engsten Raum beschränkt war und über die Gewalt der neuesten Angriffsmethoden nachdenken konnte, wird man nicht so schnell vergessen. Es war für den Kommandanten ein Bedürfnis, zu den Wehrmännern, die um den KP versammelt waren, von der Notwendigkeit des Aufrechtbleibens unter allen Umständen zu sprechen.

Es kamen die Tage mit immer stärker wachsender Spannung, mit noch vermehrter Wachsamkeit, mit fieberhaftem Bauen; es kamen die Rapporte, aus denen man erfuhr, wie ernst die Lage beurteilt wurde; es kamen die Nächte mit den ununterbrochenen Inspektionsgängen, mit dem befohlenen Verbleiben und Wachen auf dem Kommandoposten. Und es kam die Nacht vom 14. auf den 15. Mai — übrigens eine der schönsten Maiennächte seit vielen Jahren —, als jeder sich zu fragen hatte, ob in ihm und um ihn alles in Ordnung und ob er bereit sei, seine Pflicht ganz zu erfüllen.

Und immer wieder war jeder Morgen gleich schön und leuchtend. Immer wieder begannen in der Frühe

die Vögel in den Büschen und Bäumen am See zu singen, während noch die Dämmerung über dem kühlen Wasser lag. Immer wieder stieg die Sonne als leuchtende Kugel aus den Fluten des großen Sees oder aus dem rötlichen Schleier, der das ferne Vorarlberg verbarg. Und erneut legten sich jeden Morgen Helle und Wärme über die Dächer der langsam erwachenden Dörfer und über die Felder; die Margriten strahlten, und der Löwenzahn leuchtete, und schon warteten die Wiesen auf den ersten Schnitt. Man rieb sich am See oder am Brunnen die übernächtigen Augen aus, sah zum andern Ufer hinüber und dachte: Schon wieder ein Tag geschenkt! Man ruhte aus und entspannte sich am Tag, und dann begann wieder die Nacht mit ihren Geheimnissen und Drohungen, mit ihren Pflichten und der körperlichen Anspannung.

Es gehörte zu diesen Nächten höchster Aufmerksamkeit und wirkte doch befreiend in seinem natürlichen Humor, daß ein nicht mehr junger Gefreiter an einer besonders dunkeln Stelle den Korpskommandanten um das Paßwort fragte und ihn, da er nicht Auskunft zu geben wußte, vor seinem Gewehr bis zum nächsten Licht marschieren ließ. Dort erklärte der strenge Wächter: «Jetzt kenne ich Sie, Herr Oberstkorpskommandant.» «So, woher kennen Sie mich?» «Aus dem Appenzeller Kalender», war die klassische Antwort des Ostschweizers. — Wachsam war nicht nur jener Gefreite, wachsam war man überall, an den Schießlucken, auf den Beobachtungsposten, bei den Patrouillengängen. Man war bereit bei den Hafenanlagen in Arbon und Romanshorn, an den stilleren Uferstreifen bei Keßwil und Landschlacht, am Untersee und am Rhein, und so war man bereit von der Silvretta bis zum Dreispitz in Basel.

Nach einer Reihe solcher Tage und Nächte ließ die Spannung nach. Die Bereitschaft wurde gelockert, vermehrte Ruhe befohlen. Mit Zorn und Trauer saß man am Radio und nahm den Fall von Paris zur Kenntnis und schließlich die Kapitulation Frankreichs. Mit innerer Bewegung hörte man von den Heldentaten von Dünkirchen. Eines Tages aber wußte man, daß eine einzige, übermächtige Gewalt unser Land rings umschlossen hielt und daß allein jenseits des Kanals ein Volk, das ähnlich dachte und fühlte wie unser Volk, gewillt war, unter der Führung eines zu allem entschlossenen und zu allem fähigen Mannes dieser Gewalt zu trotzen. Einzelne Schwächlinge vergaßen, daß dieses Trotzen bestehen blieb; es waren aber nur wenige, denn an unserer Grenze wußte man, daß nichts anderes möglich war als das Trotzen.

Gerade zur rechten Zeit erlaubten es die militärische Lage und das militärische Programm, dem Land, den Bäuerinnen und den alten Männern und Kindern die Hilfe zu bringen, die sie bitter nötig hatten. Das war auch eine Art Trotz, dem gesegneten Boden alles abzuzwingen, was dienen konnte, das Durchhalten in einem eisernen Ring zu ermöglichen. Es war ein froher und stolzer Trotz, der wiederum Land und Armee, Dorfbewohner und Soldaten zusammenführte. Man vergaß dabei schließlich auch das Lachen und den Frohmut nicht. Man freute sich darüber, daß man im wörtlichen Sinne standfest geblieben und nicht zusammen mit Papagei und Katze vom Nordwind verweht worden war.

Dann kam wieder der Tag, da man zurückmarschierte zum Demobilmachungsplatz. Man wurde auf unbestimmte Zeit entlassen. Arbeiten! — um im isolierten Europa durchzuhalten — hieß jetzt die Parole. Vor der Entlassung wurde noch in einem kombinierten Schießen mit allen Infanteriewaffen über dem Bornhauser Tobel gezeigt, wie sehr die Feuerkraft eines Grenzbataillons seit einem Jahr gesteigert worden war. Der Korpskommandant sprach am Tag vor der Entlassung im Eichhölzli, jenem prachtvollen Platz über seinem Heimatort Steckborn, vom Beharren. Freundlich mit Blumen bedacht marschierten wir nach fast viermonatigem Dienst in Amriswil ein, froh darüber, «noch einmal davongekommen» zu sein, froh darüber, heimkehren zu können, aber voll Zweifel und Unsicherheit über das zukünftige Schicksal Europas und unseres Landes.

## V.

Auf den 27. Juli des Sommers 1940 wurden wir zu einem Rapport auf das Rütli befohlen. Föhniger Silberglanz lag über See und Bergen, als das Schiff mit den mehreren hundert Kommandanten von Bataillonen, Abteilungen, Regimentern, Brigaden, Divisionen und Armeekorps um die Spitze bei der Treib in den Urner See einbog. Schon auf dem steilen Weg von der Schifflände hinauf zur Matte, die als die Wiege der schweizerischen Freiheit und des eidgenössischen Bundes verehrt wird, begann man zu fühlen, daß man sich zu einer neuen Verschwörung gegen übermächtige Gewalten, zu einer Bestätigung ungebrochenen Verteidigungswillens an dieser Stätte zusammengefunden hatte. Nach der Ehrung der Fahne eines Urner Bataillons begann der General zu uns, den Treuhändern seines Willens, über die Lage, in der sich unser Land seit der Kapitulation Frankreichs befand, zu sprechen. Er unterstrich die Notwendigkeit, ja die Selbstverständlichkeit, auch unter vollständig veränderten Verhältnissen den Willen zur Unabhängigkeit und zur Verteidigung unserer Freiheit hochzuhalten. Er tat aber mehr, und das war das große Ereignis dieser feierlichen Stunde: er zeigte das taugliche Mittel, er erläuterte den neuen, kühnen Gedanken, der die Verteidigung möglich, ja aussichtsreich auch unter schwierigsten Verhältnissen erscheinen ließ: Er eröffnete uns den Plan der Verteidigung im Reduit, der gegebenen Verteidigung einer von allen Seiten angegriffenen Eidgenossenschaft. Der General verstand es auch, in seinen Untergebenen das Vertrauen in seinen Plan zu wecken; er verstand es, die Geister der Rütliwiese

zu rufen und daran zu erinnern, daß die Waldstätte einst ein kleines, tapferes Reduit der Freiheit inmitten einer großen, unfreien Welt gewesen waren.

Aber die Aufgabe der Grenztruppen blieb bestehen. Klar und deutlich erklärte der General, daß jedes, auch das stärkste Reduit seine Vorpostierungen haben müsse. Diese sind weiterhin von den Grenzbataillonen, und zwar an der Grenze zu halten, während hinter ihnen bewegliche Truppen bereitstehen.

Wir Grenzsoldaten an der äußersten Nordostecke des Landes, weit vor das Reduit gestellt, verstanden die Richtigkeit des Entschlusses, der uns noch mehr als bisher exponierte, gleichzeitig aber Gewähr dafür bot, daß unsere Pflichterfüllung als Vorposten eines starken Werkes nicht sinnlos sei. Wir durften wissen, daß unsere Aufgabe unter den neuen Verhältnissen zwar gefährlicher geworden war, aber an Bedeutung nicht verloren, sondern gewonnen hatte. Mit dieser Überzeugung kehrten wir vom Rütli, dem Herzen unseres Landes, in unsere liebe Grenzheimat zurück.

Wie wir in den folgenden fünf langen Jahren unsere Aufgabe erfüllten und welche Erlebnisse uns dabei beschieden waren, darüber wollen wir ein nächstes Mal berichten.

---

# Thurgauer Karten vor 1600

Von Albert Knöpfli

### Antike und Mittelalter

Die Großform der heutigen thurgauischen Gebietsgrenze baut sich als Dreieck über einer nördlichen, von Bodensee und Rhein gebildeten Grundlinie auf. Dies, glaubt man, würde genügen, um unsere Landschaft auch auf schwer zu enträtselnden ältesten Karten mühelos aufzufinden. Doch die erste thurgauische Ortschaft, welche die antike Geographie festlegte, finden wir als das römische Tasgetium (Eschenz) auf der Quinta Europae Tabula des Ptolemäus in Rätien am Ausflusse eines Sees liegend, der seine Wasser dem Flußgebiet der Donau zusendet. Daß es sich hier um unser Eschenz handelt, beweist der dazugehörige Tert (geogr. II, 12, 3), wo zum Namen Taxgaition die Bemerkung «an der Quelle des Rheinstromes» steht. Ptolemäus (um 87 bis 170 n. Chr.) verlangt in seiner Kartenlehre zu jeder Tafel eine systematische Beschreibung, die mindestens die Ortsentfernungen und ihre Himmelsrichtungen angeben solle. Wort und Bild ergänzen sich; in der Folgezeit verlagert sich der Schwerpunkt immer stärker auf den Text, den wir viel zu sehr als «Begleittext» auffassen, statt in der Karte die «Begleitzeichnung» zum Text zu sehen.

Eschenz suchten die Forscher auf der Gallienkarte, auf der die keltischen Teile der Schweiz kartographischen Niederschlag gefunden haben. Sie stöberten wohl Gaunodurum auf und meinten, in dieser Siedelung den keltischen Vorfahren des römischen Tasgetium zu entdecken, das ja ursprünglich zu Helvetien gehörte, später aber zu Rätien geschlagen wurde. Heute schwankt die Deutung zwischen Stein am Rhein, Laufenburg oder Solothurn; kein Entscheid vermag mehr unsern Thurgauer Stolz zu kränken.

Zwei weitere thurgauische Siedelungen gelangten auf der Wegkarte des Römers Castorius (um 365 n. Chr.) zur Wiedergabe: Pfyn und Arbon. Dies Werk kennen wir nach seinem humanistischen Entdecker und Bewahrer in einer Nachzeichnung des siebten Jahrhunderts (Ravenna) als die Peutingerschen Tafeln. Man stelle sich vor: das gesamte römische Straßennetz soll auf einer handlichen Rolle von 682 cm Länge und bloß 34 cm Breite Platz finden! An einen maßgetreuen Grundriß dürfen wir bei diesem Format gar nicht denken. Die Zeichnung dient denn auch als Gerüst einer maßgeblicheren Legende; das heißt: sie verdeutlicht lediglich Wort und Zahl, wie wir es noch heute in Eisenbahn- und Flugplankarten, in Prospekten und Kursbüchern zu sehen gewohnt sind, und wie auch der berühmte St. Galler Klosterplan von 830 gelesen werden sollte.

Die Wegkarte des Castorius verriet dem warenbeladenen römischen Handelsmanne und dem staubbedeckten Legionärsoffizier, wie viele Meilen sie zu marschieren hatten von Ad Fines an der ehemaligen römisch-rätischen Grenze nach Arbor felix an den Gestaden des Bodensees, den wir aus strategischen Gründen vermerkt finden.

Den wenigen erhaltenen Itinerarien deutscher Kaiser des Mittelalters, den Meilenkarten nordischer Rompilger, den nur die Küstenumrisse und Hafenplätze notierenden Segelanweisungen italienischer Schiffsleute, ihnen allen mangeln die wissenschaftlichen Prinzipien der modernen Kartographie: maßgetreuer Grundriß (jeder Punkt senkrecht stehend über ihm aufgenommen) und Unparteilichkeit des Karteninhaltes. Wir fragen nicht darnach, was den Kartenzeichner oder was den Kartenbenützer besonders interessiere und was nicht. Wir nehmen für alle